

Besprechungsteil

THOMAS KAUFMANN, **Die Druckmacher**. Wie die Generation Luther die erste Medienrevolution entfesselte. C.H. Beck, München 2022, 350 S., 61 Abb. und eine Karte, EUR 28,–.

Pünktlich zum 500. Jubiläum des Erscheinens von Martin Luthers folgenreicher Übersetzung des Neuen Testaments hat der Göttinger Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann das sauber gedruckte, fest eingebundene und mit einem farbigen Schutzmumschlag versehene Buch *Die Druckmacher* vorgelegt. Der Untertitel lautet: *Wie die Generation Luther die erste Medienrevolution entfesselte*. Über die zeitgenössische Perspektive auf die zweite, sogenannte digitale Medienrevolution findet der Autor seinen Zugang zur ersten infolge der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern um 1450 durch den „man of the millenium“ (Time Magazine 1999) Johannes Gutenberg.

Kaufmann stützt sich in seinem zwischen Fach- und Sachbuch changierenden Werk sowohl auf eigene Analysen einschlägiger Quellen als auch auf die umfangreiche Forschungsliteratur zum Thema. Seine Fragestellung lautet: „Eröffnen sich dadurch, dass wir durch die Erfahrungen des Medienwandels unserer Tage sensibilisiert sind, umfassendere und profundere Perspektiven auf die kultur- und gesellschaftsgeschichtlichen Folgen des Buchdrucks? Und umgekehrt [...]?“ (9) Diese Fragen beantwortet der Autor in vier Kapiteln und einem Epilog: Im ersten widmet er sich besagter erster Medienrevolution und rekapituliert darin die gut erforschten technischen Spezifika von Gutenbergs Erfindungen, in deren Zentrum ein Handgießinstrument zur massenhaften Herstellung von Bleilettern stand. Für den Rezessenten, selbst ein Jünger Gutenbergs, fraglich ist die Aussage, am Beginn der Letternproduktion hätten „seitenverkehrt gezeichnet[e]“ (16) Buchstaben gestanden, wurden doch die einzelnen Schriftmuster

zunächst seitenrichtig entworfen und dann auf die seitenverkehrten Patrizen abgepaust (vgl. Giesecke 1998, S. 81 u. 84). Abgesehen von derlei medientechnischen Details enthält das Kapitel viel Instruktives unter anderem zu paratextuellen Elementen wie Kolophonien, dem ersten Farbdruck (1457) und der Druckdiffusion innerhalb Europas.

Den frühneuzeitlichen „Männern des Buches“ (49) als Trägern der ersten Medienrevolution widmet Kaufmann das zweite Kapitel seines quellennahen und sehr gut lesbaren Buches. Auch sie hätten bereits einen „Hang zum überreizten *publish or perish*“ (97, Herv. im Original) erkennen lassen. Dazu zählt er vor allem jene gelehrten Akteure, die die Jahrzehnte nach der Inkunabelzeit publizistisch prägten, darunter der berühmte venezianische Drucker und Verleger Aldus Manutius, der – nicht zuletzt durch bewusste Titelblattgestaltungen als „Marke“ (83) etablierte – Autor Erasmus von Rotterdam sowie der auflagenstarke Reformator Martin Luther.

Letzterer steht im Zentrum des dritten, zentralen Kapitels zu den publizistischen Explosionen infolge der Etablierung des Buchdrucks. Anhand von Luthers Publizistik (Auflagenhöhe, typographische Gestaltung, gescheiterte Zensurversuche und vielem mehr) erläutert Kaufmann eindrucksvoll, wie wichtig der Druck volkssprachlicher Schriften für die Reformation war. Er zeichnet frühe publizistische Kontroversen mittels Flugschriften, Einblattdrucken und Büchern nach (z.B. „Luther und Karlstadt gegen Eck“, 117) und bietet einer Leserschaft auch ohne kirchengeschichtliche Vorbildung eine interessante und verständliche Mischung aus publizistisch-medienhistorischer und theologischer Analyse.

In seinem vierten Kapitel über „Eine veränderte Welt“ fasst Kaufmann die fundamentalen, mittel- und langfristigen Folgen der Durchsetzung des Buchdrucks zusammen. Sei es das stille Selbststudium oder die

„Kopräsenz konkurrierender Wahrheitsansprüche [...] als Ferment der intellektuellen Unruhe“ (223) – Kaufmann bringt die nachhaltige Intellektualisierung der Welt infolge des Druckmachens ausdrucksstark auf den Punkt.

Stützen lassen allein einige fragwürdige Begriffsadaptionen und vereinfachende Analogiebildungen: Neben der Verwendung der Termini „Fake News“ (87) und „Echokammern“ (158) leitet Kaufmann vom Begriff der *digital natives* (Marc Prensky) jenen der *printing natives* ab und bezeichnet damit die „maßgeblichen Träger der ersten Medienrevolution“ (10), allen voran Luther. Eine derartige Ex-post-Anwendung von Konzepten aus dem Kontext der aktuellen Medienkulturanalyse auf mediengeschichtliche Phänomene der Frühen Neuzeit ist problematisch und nur bedingt zielführend. Schließlich handelt es sich bei den sogenannten *digital natives* um ein ganze Generationen umfassendes Phänomen, während die von Kaufmann als *printing natives* Titulierte eine kleine gebildete Elite bildeten, der eine Mehrheit von der Alphabetisierung noch weit Entfernter gegenüberstand.

Regensburg

Hendrik Buhl

MANFRED RASCH, **Das Ruhrgebiet im Ersten Weltkrieg**. Technik und Wirtschaft. Aschendorff, Münster 2022, 522 S., zahlr. Abb., EUR 39,90.

In seinem neuem Buch *Das Ruhrgebiet im Ersten Weltkrieg* untersucht Rasch die Technik- und Wirtschaftsgeschichte des Ruhrgebiets in der Zeit des Ersten Weltkriegs. Basierend auf der Leitfragestellung wie und was sich im Ruhrgebiet in dieser Zeit veränderte, knüpft Rasch an die gängigen Darstellungen zur Geschichte des Ersten Weltkriegs an. Demgegenüber richtet sich der Fokus der Studie aber auf das Ruhrgebiet „als industrielle[n] Ballungsraum [...] der beiden preußischen Provinzen Westfalen und Rheinland“ (7). Insofern vereint das Werk nicht nur Aspekte und Themen

der Technik- und Wirtschaftsgeschichte, sondern auch der Regionalgeschichte, was der Autor in dieser Kombination als Forschungsdesiderat bezeichnet (9).

Anknüpfend an eine kurze Einleitung gliedert sich das Buch in insgesamt 23 inhaltliche Kapitel, die von der Munitionserzeugung und Geschützproduktion, über die Energie- und Lebensmittelversorgung, bis hin zur Unternehmenskonzentration, Kriegsgewinnen und der Ersatzstoffforschung ein breites Themenfeld abdecken.

Alle Kapitel sind reich bebildert, was sowohl der anschaulichkeit als auch der Zugänglichkeit zuträglich ist und auch auf analytischer Ebene einen Mehrwert bietet, da ebenfalls Tabellen, Diagramme und andere grafische Darstellungen vorhanden sind. Ähnlich einem Handbuch sind die 20- bis 30-seitigen Kapitel vergleichbar aufgebaut, verfolgen aber kein stringentes Narrativ: So sind die einzelnen Kapitel individuell lesbar, da sie jeweils einen eigenen Themenbereich behandeln und sich meist nur in Detailfragen aufeinander beziehen. Dadurch entsteht zwar keine stringente Geschichte, allerdings ermöglicht das Werk so die Partizipation einer breiten Leserschaft. Hier werden all diejenigen fündig, die an der Historie des Ruhrgebiets interessiert sind und die sich unkompliziert, mit geringem (zeitlichen) Aufwand zu einem bestimmten Aspekt informieren möchten.

Inhaltlich behandelt das Werk überwiegend Themen, die auch in anderen Veröffentlichungen zur Geschichte des Ersten Weltkriegs zu finden sind: So sind die Importabhängigkeit des Kaiserreiches, die Probleme bei der Munitionserzeugung oder die so genannte Fett- und Eiweißlücke keine neuen Themenfelder, sondern hierzu existieren bereits eine Vielzahl an Publikationen und Forschungsergebnissen. Wird bei der Themenauswahl somit kein inhaltliches Neuland betreten, so können die einzelnen Kapitel mit ihrem Detailreichtum überzeugen, der nicht zuletzt auch durch Raschs umfangreiche Archivarbeit in Bundes-, Kommunal-, Wirtschafts- und Unternehmensarchiven ermöglicht wird.

Im Endergebnis bildet Raschs Buch für alle an der Geschichte des Ruhrgebiets im Ersten Weltkrieg Interessierten ein wichtiges Arbeitsmittel. Überzeugen kann das Werk dabei vor allem aufgrund seiner Zugänglichkeit, die nicht zuletzt durch die gewählte Konzeption bedingt ist und durch seinen Detailreichtum. Als Kritikpunkt könnte die fehlende theoretische und methodische Rückkopplung an die Zugänge der Regional-, Technik- und Wirtschaftsgeschichte aufgeführt werden. Allerdings ist dies auch nicht die Zielsetzung des Werkes, sondern dem Autor geht es vielmehr um einen „ersten Zugang“, „weder [um] ein[en] Überblick noch eine Einführung“ (9). Diese Zielsetzung kann Rasch mit seinem Werk vollends erfüllen.

Bielefeld

Simon Große-Wilde

JENS WEHNER, „Technik können Sie von der Taktik nicht trennen“. Die Jagdflieger der Wehrmacht. Campus, Frankfurt a.M. 2022, 572 S., EUR 49,–.

Im Hinblick auf den Luftkrieg 1939 bis 1945 ist die zerstörerische Wirkung der Bomberflugzeuge aller Kriegsgegner augenfällig, auch wenn ihre Sinnhaftigkeit heute bezweifelt werden darf. Der Einfluss der Jagdflugzeuge ist demgegenüber viel schwerer zu bemessen und beschränkt sich vor allem auf die Wahrnehmung herausragender Einzelleistungen sowie den Misserfolg der deutschen Luftwaffe im Wettrüsten gegen die angloamerikanischen Luftstreitkräfte.

In seiner Studie „*Technik können Sie von der Taktik nicht trennen*“. *Die Jagdflieger der Wehrmacht* verfolgt Jens Wehner daher einen ganz neuen Ansatz, indem er in jeweils eigenen Abschnitten die grundlegende Einsatzdoktrin der Luftwaffe neben die klassischen Aspekte von Technik und Taktik stellt. Durch Betrachtung aller drei und ihrer gegenseitigen Abhängigkeiten und Einflussnahmen aufeinander, beleuchtet er die Frage, wie sich die deutsche Luftwaffe auf den Krieg vorbereitet hat, wo es Ver-

säumnisse gab und wie diese ausgeglichen werden sollten. Seine zentrale These lautet dabei, dass mit der Fokussierung auf Bomber und schwere Jäger, wie sie der wichtige Luftkriegstheoretiker Giulio Douhet vertreten hatte, Technik und Taktik der Luftwaffe stark negativ beeinflusst worden sind. Er geht damit erstmals über eine Erklärung der strategisch-operativen und industriellen Versäumnisse der Luftwaffe hinaus.

Im ersten Abschnitt untersucht Wehner so das Luftkampfbild der Luftwaffe sowie dessen technische und taktische Umsetzung im Umfeld des Spanischen Bürgerkriegs. Anhand detaillierter Typenvergleiche erläutert er hier die priorisierten technischen Parameter und ihren Einfluss auf das Luftkampfgeschehen. Die Erfolge der modernen deutschen Flugzeuge vom Typ Bf 109 in Spanien, die freilich vor allem durch taktische Adaptionen wie eine Hit-and-Run-Angriffsweise erreicht wurden, bestärkten die Luftwaffenführung offenbar in ihrem Kurs, so dass die anderen Lehren aus Spanien wie die taktische Überlegenheit von Bombern und schweren Jägern gegenüber leichten Einsitzern übersehen wurden.

Auch nach Beginn des Zweiten Weltkriegs ergaben sich aus der fehlerhaften Doktrin dank des rasanten Vormarsches der deutschen Bodentruppen nicht gleich Konsequenzen, obwohl weder in Polen noch im Westen die beabsichtigte Vernichtung der gegnerischen Luftstreitkräfte am Boden gelang. Erst in der Luftschlacht um England, in der die Luftwaffe auf sich allein gestellt war, wurde die Unzulänglichkeit ihres Einsatzes offensichtlich. Jedoch wurden daraus die falschen Schlussfolgerungen gezogen, indem vom Generalstab der Luftwaffe ein Versagen der technischen Rüstung diagnostiziert wurde, was zum Suizid des verantwortlichen Generalluftzeugmeisters Ernst Udet führte.

Im zweiten Abschnitt beschreibt Wehner den Versuch der Luftwaffenführung, durch eine Steigerung ihrer technischen Qualität die Jagdwaffe zu stärken. Die angestrebte technische Überlegenheit wurde indessen nie erreicht und hätte auch nicht zur Lösung der Probleme beigetragen. Jede Steige-

rung von Geschwindigkeit und Feuerkraft erzwang Kompromisse bei anderen technischen Parametern oder stieß auf entsprechende feindliche Gegenentwicklungen. Für eine ausreichende Fertigungsmenge fehlten hingegen ohne Abstriche bei den Bombern industrielle Kapazitäten.

Der dritte Abschnitt schildert die Reaktion der Jagdflieger auf die ungelösten Probleme, die in einer Optimierung ihrer Taktik bestand, welche eine hohe Effizienz pro Einsatz ergab. Die überraschende Erkenntnis dieses Abschnitts wie der ganzen Studie ist damit, dass trotz einer verfehlten Rüstung der menschliche Faktor hohe Bedeutung im Luftkrieg besitzt. Jedoch konnte die an der Front entwickelte Angewohnheit, nur unter optimalen Bedingungen anzugreifen, die strategischen Versäumnisse der Luftwaffenführung nicht aufwiegen. Die unzureichenden absoluten Abschusszahlen führten so zum Konflikt zwischen Truppe und Führung, welche ersterer Feigheit vorwarf. Im Jahr 1944 war an der generellen zahlenmäßigen Unterlegenheit der deutschen Luftwaffe indes auf keine Weise mehr etwas zu ändern.

Wehners Studie bietet erstmals eine Erklärung für die missglückte Rüstungspolitik der deutschen Luftwaffe, ohne zu verschweigen, dass letztendlich nicht die falsche Doktrin, sondern die reinen Produktionszahlen entscheidend gewesen sind. Angesichts des Umfangs des Sujets musste der Autor dabei leider sowohl auf einen Vergleich mit der Bomberwaffe als auch auf die Frage nach den Ursachen für das starrsinnige Festhalten an der einmal gewählten Doktrin und ihrer fehlenden Evaluation verzichten. Der Qualität der Studie tut dies indessen keinen Abbruch.

Freiburg i.Br.

Niklas Napp

THOMAS R. WELLOCK, **Safe Enough?**
A History of Nuclear Power and Accident Risk. University of California Press, Oakland 2021, 353 S., £ 42,-.

Wann ist Technik sicher genug? Wie findet man die richtige Balance zwischen Sicherheit und Wirtschaftlichkeit? Wie lässt sich feststellen, ob getroffene Sicherheitsvorkehrungen ausreichend, sinnvoll und wirksam sind – idealerweise schon bevor es zu Katastrophen kommt? Diese Fragen, die den Kern jeder regulatorischen Auseinandersetzung mit neuen Technologien bilden, stellen sich im Fall der Kernenergie angesichts ihres enormen Katastrophenpotenzials noch einmal in verschärfter Form. Thomas Wellock, der offizielle Historiker der Nuclear Regulatory Commission (NRC), zeichnet in seinem neuen Buch die mittlerweile über 70-jährige Suche der US-amerikanischen Behörden nach überzeugenden Antworten auf dieses Problem nach. Im Zentrum steht dabei insbesondere die Entstehung und Etablierung der probabilistischen Risikoanalyse (PRA) als neue „intellectual technolog[y]“ (217) im Umgang mit technischen Gefahren.

Die Grundlagen der kerntechnischen Sicherheitsphilosophie in den USA stammten, wie das erste Kapitel zeigt, großteils noch aus der Frühzeit des Atomwaffenprogramms in den 1940er und 1950er Jahren. Mit Prinzipien wie der „Defense in Depth“ und dem „Größten Anzunehmenden Unfall“ versuchte die Regulierungsabteilung der Atomic Energy Commission (AEC) Kriterien für die Genehmigung von Kernkraftwerken aufzustellen, die eine klare deterministische Entscheidung über Sicherheit oder Unsicherheit ermöglichen. Als angeblich effizientere, objektivere und ökonomischere Alternative dazu entwickelte sich im Lauf der 1960er Jahre die Idee quantitativer Risikogrenzwerte (Kapitel 2). Dies führte zu Beginn der 1970er Jahre schließlich zur so genannten Reactor Safety Study (RSS), dem „acknowledged urtext of probabilistic risk assessment“ (xvi). Sie brachte einerseits wesentliche methodische Durchbrüche, beendete aber nicht wie gehofft die öf-

fentliche Debatte über die Sicherheit von Atomkraftwerken (Kapitel 3). Erst nach der Fast-Katastrophe von Three Mile Island 1979 stellte die NRC – die mittlerweile die Regulierungsfunktion der AEC übernommen hatte – Stück für Stück immer größere Teile ihres Regelwerks auf Risikostandards um, ohne dabei allerdings völlig auf deterministische Kriterien zu verzichten. Bis Ende der 1990er Jahre entwickelte sich so eine „risk-informed regulation“ als spezifische Mischform (Kapitel 4 und 5), die auch von der Reaktorkatastrophe in Fukushima 2011 nicht wesentlich destabilisiert wurde (Kapitel 7).

Mit *Safe Enough?* legt Wellock eine empirisch detaillierte, technisch höchst kompetente und zugleich bemerkenswert lesbare Regulierungsgeschichte der US-amerikanischen Kernkraft vor. Es gelingt ihm, das Dickicht der zahllosen technischen Spezialprobleme und teils verworrenen bürokratischen Zuständigkeiten so zu ordnen, dass auch ohne tiefere Vorkenntnisse die Rolle der jeweils geschilderten Vorgänge im Gesamtzusammenhang stets nachvollziehbar bleibt. Als roter Faden dient dabei die allmähliche Integration von Risikodenken in eine deterministische Regulierungskultur – angetrieben laut Wellock von einer Mischung aus ingenieurspraktischer Neigung zur Quantifizierung einerseits, sowie dem Legitimierungsbedürfnis der beteiligten Behörden in einem sich wandelnden politischen und gesellschaftlichen Umfeld andererseits. Dieser Fokus macht die Arbeit grundsätzlich auch über den Rahmen der Kerntechnikgeschichte im engeren Sinn hinaus relevant und anknüpfungsfähig. Allerdings werden diese breiteren Zusammenhänge meist eher angedeutet als auserzählt und treten gegenüber der Innenperspektive der AEC/NRC doch deutlich in den Hintergrund. Das gilt selbst für das ansonsten sehr interessante sechste Kapitel, das die Ausstrahlung des NRC-Ansatzes auf andere nationale (NASA und EPA) wie internationale (KKW im post-sowjetischen Raum) Kontexte untersucht. Kritik an der technokratischen Vision hinter dem Risikoansatz,

die sowohl von Kernkraftgegnern als auch aus den Sozialwissenschaften vorgebracht wurde, wird zwar gelegentlich referiert. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit grundlegenden Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen von Risikowissen, der politischen Rolle von Quantifizierung, oder den Partizipationsmöglichkeiten betroffener Bürger bei Entscheidungen zu hochkomplexen Technologien erfolgt jedoch nicht. Dennoch hält das Buch zur Geschichte der nuklearen Sicherheit, zur Entwicklung der Risikoanalyse oder auch zu Fragen der Regulierung von Technik viele neue Erkenntnisse bereit und ist allen, die sich für diese Themen interessieren, sehr zu empfehlen.

München

Stefan Esselborn

VERONIKA SETTELE, *Deutsche Fleischarbeit*. Geschichte der Massentierhaltung von den Anfängen bis heute. C.H. Beck, München 2022, 240 S., EUR 18,–.

Deutsche Fleischarbeit zeichnet die Geschichte der Massentierhaltung in Deutschland nach. Im ersten Kapitel beschreibt die Autorin die wachsende „Sehnsucht nach Fleisch“ (1850–1945), die Ausdruck eines kulturellen und ökonomischen Wandels im Fleischkonsum ist. In dieser Phase erscheint der massenhafte Fleischkonsum noch als ersehntes, aber unerfülltes Versprechen der industriellen Moderne. Gerade weil hier der Fleischkonsum klassenübergreifend steigt, aber von Krieg und politisch-administrativen Fehlschlägen immer wieder durch Erfahrungen des Mangels durchbrochen wird, wird stets verfügbares und erschwingliches Fleisch ein Symbol für den ersehnten Wohlstand. In diesem Kontext, so beschreibt Settele, erwächst eine neue unternehmerische Ideologie der Tierproduktion, in der die Tiere selbst vor allem zu Ressourcen und Nährstofflagern verdinglicht werden. Allmählich werden sie ihrer visuellen Allgegenwart beraubt und an die unsichtbaren Ränder der Gesellschaft verbannt.

Der zweite Teil des Buchs ist dem Aufstieg der Massentierhaltung zum Modus Operandi der landwirtschaftlichen Tierhaltung zwischen 1945 und 1990 gewidmet und basiert wesentlich auf ihrer – völlig zurecht – mehrfach preisgekrönten Dissertation *Revolution im Stall*. Massentierhaltung ist ein Begriff, der heute hochgradig normativ aufgeladen ist und den die Autorin gerade deswegen bewusst als Beschreibung für ihren Gegenstand nutzt, weil er wie kein anderer in der Lage ist, die Spannungen zwischen ökonomischer Orientierung an Produktivität, Wachstum und Effizienz einerseits und dem wachsenden kulturellen Unmut über die Reduzierung von Tieren auf messbare Zahlen und kontrollierbare Körperabläufe andererseits zum Ausdruck zu bringen. Quellenreich illustriert und glänzend argumentiert erörtert Settele drei Mechanismen der Transformation landwirtschaftlicher Tierhaltung: Erstens wurden die Körper der Tiere an ihre optimale wirtschaftliche Verwertung angepasst, zweitens verwandelten sich Landwirte in Betriebswirte, die das Prinzip der Profitmaximierung zur Grundlage ihres Handelns machten und drittens ermöglichte ein neues technisches Regime im Stall die effiziente und kraftsparende Ausbeutung der ‚tierlichen Arbeitskräfte‘. Orchestrert wurde dieser Prozess aus einem Zusammenspiel von wissenschaftlicher und anwendungsorientierter Forschung, politisch-institutioneller Ermöglichung und Förderung der Intensivierung der Tierhaltung sowie einem unternehmerischen Geist, der die Ställe in Fabriken verwandelte.

Dass all dies nie unwidersprochen vonstatten ging, davon zeugt die vielfältige zivilgesellschaftliche Kritik an der Praxis der Massentierhaltung, die schon weit vor ihrer omnipräsenten Durchsetzung begann. Zu einer sich anbahnenden Deutungskrise über die Frage „wie legitim ist die Nutzung von Tieren zur Lebensmittelgewinnung, wenn man sich auch anders ernähren kann?“ (186) entwickelte sich der öffentliche Diskurs jedoch erst seit den 1990er Jahren, wie Settele aufzeigt. Seither verschieben sich die Grenzen der „tierethische[n] To-

leranzschwelle“ (187) immer schneller: Lebensmittelskandale, die steigende Sichtbarkeit von Tierleid in den Ställen und ein wachsendes ökologisches Bewusstsein setzen die Fleischkultur unter Druck. Dass die ökonomischen Rahmenbedingungen in der Massentierhaltung immer kompetitiver werden und immer mehr Landwirt*innen Erfahrungen mangelnder Wertschätzung ihrer Arbeit machen, lässt den Druck im Kessel noch weiter steigen. Während sich in der Nachkriegszeit der Sonntagsbraten zum Alltagsbraten entwickelte, droht Fleisch nun zur „Zigarette der Zukunft“ zu werden, wie es ein Manager eines bekannten Wurstherstellers 2014 gegenüber dem Handelsblatt ausdrückte.

Deutsche Fleischarbeit leistet einen wichtigen Beitrag zur sozialhistorischen Aufklärung über die Bedingungen und die Dynamiken der ‚Objektifizierung‘ landwirtschaftlich genutzter Tiere und des sich intensivierenden Deutungsstreits über das Mensch-Tier-Verhältnis. Das Buch könnte zeitgemäßer kaum sein, denn der Prozess, den Settele beschreibt, mündet nicht nur in einer Polarisierung zwischen global wachsendem Fleischkonsum und steigender Kritik an der Massentierhaltung, sondern trägt durch die Emission immenser Mengen an Klimagassen und die Zerstörung artenreicher Biosysteme für Futtermittelanbau und Weidehaltung auch wesentlich zu den sozial-ökologischen Katastrophen des Klimawandels und des Artensterbens bei. Setteles Buch trägt damit auch zum wachsenden Korpus an Literatur über die gesellschaftlichen Konflikte und Transformationsprozesse rund um das Mensch-Tier-Verhältnis, Ernährung und landwirtschaftliche Tierhaltung bei. Durch die Rekonstruktion der komplexen Transformationsprozesse im Verhältnis der Menschen zu sogenannten ‚Nutztieren‘ liefert es eine wesentliche Grundlage, um die Landwirtschaft der Zukunft neu zu gestalten – denn nur durch die Einsicht in die Gewordenheit des Bestehenden lässt sich ein Ausblick in die möglichen Zukünfte wagen.

Dortmund

Marcel Sebastian

BARBARA WITTMANN, **Intensivtierhaltung**. Landwirtschaftliche Positionierungen im Spannungsfeld von Ökologie, Ökonomie und Gesellschaft. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2021, 492 S., EUR 65,–.

In den letzten Jahren hat die Beschäftigung mit Mensch-Tier-Verhältnissen in geisteswissenschaftlichen Fächern wie den Human-Animal-Studies, der Agrarsoziologie, der Umweltgeschichte oder den vergleichenden Kulturwissenschaften einen bedeutenden Aufschwung erlebt. Die Studie von Barbara Wittmann reiht sich in diesen Forschungstrend ein und erweitert aktuelle Nutztier-Forschungen um eine „auf die handelnden Personen ausgerichtete Perspektive“ (21). Auf Grundlage leitfadengestützter Interviews taucht die Analyse in die landwirtschaftlichen Alltagsrealitäten ein und untersucht, wie sich bayerische Landwirt*innen zur tierethischen und ökologischen Kritik an der intensivierten Geflügel- und Schweinehaltung positionieren.

In diesem kontroversen gesellschafts-politischen Spannungsfeld findet die Arbeit ihren Ausgangspunkt. Demnach folgt sie keinem geschichtswissenschaftlichen, sondern einem kulturwissenschaftlich-ethnologischen Erkenntnisinteresse. Aber auch für technik- und umwelthistorische Mensch-Tier-Forschungen hält die Studie wertvolle Einsichten bereit. Mit Nachdruck betont die Autorin, dass die verbreiteten Stereotype von einem die Nutztiere ausbeutenden Landwirt eine Geschichte haben, um die wir wissen sollten. In dem Maße, wie die intensivierte Landwirtschaft im 20. Jahrhundert dem Wachstumsparadigma gefolgt ist, sank das gesellschaftliche Vertrauen in eine qualitativ hochwertige und ethische Lebensmittelherstellung. Und dennoch, so zeigt die Studie, muss das Bild von einer konventionellen Landwirtschaft in der Zusammenshau vielfältiger Einflussfaktoren (Klima, Tierwohl, Strukturwandel, Globalisierung) betrachtet und demnach sehr viel komplexer gedacht werden.

Das mit knapp 500 Seiten opulente Buch gliedert sich in elf Kapitel. Die ersten sechs Kapitel stellen den konzeptionellen Aufbau und das Erkenntnisinteresse der Studie vor. Mit dem siebten Kapitel setzt die empirische Analyse ein, die sich an den vier Themen Gesellschaft, Ökonomie, Tierhaltung und Umwelt abarbeitet, zu denen Vertreter*innen dieser Berufsgruppe Stellung bezogen. Im Kapitel zu den gesellschaftlichen Positionierungen stehen die Selbst- und Fremdwahrnehmungen der Intensivtierhalter*innen im Fokus, die sich angesichts der tierethischen Kritik als gesellschaftlich marginalisiert betrachten.

Das zweite Hauptkapitel behandelt die ökonomischen Zusammenhänge und zeichnet das Bild einer Berufsbranche, in der Sorgen vor Verschuldungen und Höfesterben ebenso verbreitet sind wie stetige Anpassungsbemühungen der Akteure an gesetzliche Vorgaben und globale Lieferzwänge. Darauf folgt das vielleicht wichtigste Kapitel, das in die Stallungen der Höfe eintaucht und sich den – oftmals emotionalen – Beziehungen der Intensivtierhalter*innen zu ihren Nutztieren widmet. Die Autorin geht den Wechselwirkungen zwischen der Technisierung der Nutztierhaltung, landwirtschaftlichen Arbeitspraxen und den Reaktionen der Nutztiere nach, deren Bedürfnisse und Verhaltensweisen die tagtäglichen Abläufe an den Höfen maßgeblich mitstrukturieren.

Das letzte Hauptkapitel setzt sich mit den Umweltauswirkungen der agrarischen Produktion auseinander und analysiert, wie sich die Interviewpartner*innen zu Themen wie Klimawandel, Artensterben, Bio-Landbau, grüne Gentechnik, Nitratbelastungen oder Pestizideinsatz verhalten. Wenn sich Landwirt*innen zu aktuellen Klimaproblematiken positionieren, schwingt zumeist auch die Sorge mit, dass eine Ausweitung des Natur- und Umweltschutzes die Zukunftsfähigkeit des eigenen Betriebs gefährden könnte. Zugleich deuten die Interviews an, dass viele Vertreter*innen dieser Berufsgruppe Abwehrstrategien entwickelt haben, die die Verantwortung für globale

Klimaschäden in Bereiche wie Mobilität und Konsum verlagern.

Barbara Wittmann konzentriert sich explizit auf die Intensivtierhaltung in Bayern, so dass Querbezüge zu anderen Regionen und landwirtschaftlichen Verhältnissen nur am Rande vorkommen. Mit einer gewissen Vorliebe für lange Schachtelsätze ist die ansonsten gut lesbare Studie sehr nah am empirischen Material geschrieben. Vor diesem Hintergrund hätten teilnehmende Beobachtungen in den Betrieben oder auch ergänzende Ego-Dokumente der beteiligten Akteure den diskursorientierten Analyserahmen der Studie sicher um wertvolle Einblicke in die alltäglichen Abläufe an den Höfen erweitern können (wie die Autorin auch selbstkritisch anmerkt). Im Ganzen gelingt Barbara Wittmann mit ihrem Buch ein ebenso facettenreicher wie tiefgründiger Gang durch das komplexe und kontrovers diskutierte Feld der Intensivtierhaltung.

Berlin

Christian Zumbrägel

KEVIN NIEBAUER, **Regenwald und ökologische Krise**. Die Globalisierung Amazoniens im 20. Jahrhundert. Campus, Frankfurt a.M. 2021, 375 S., EUR 49,–.

Öffentliche Debatten um die Klimakrise fokussieren häufig pars pro toto einzelne Weltregionen: Wir schauen auf schmelzende Polkappen, auf durch Flut bedrohte Südseeinseln oder auf schwindenden Regenwald. Wie aber entstehen solche Bilder, fragt der Geschichtswissenschaftler Kevin Niebauer und zeichnet in seiner Dissertationsschrift historisch nach, wie die Amazonasregion zu einem der ausdrucksstärksten Metaphern heutiger Umweltprobleme wurde.

In der aktuellen Berichterstattung zum Klimawandel sieht der Autor Parallelen zu einem Bild Amazoniens, das bereits in den 1980er Jahren zu beobachten war. Daher nimmt er eine Analyse der Wissensordnungen und Netzwerke vor, durch die sich der Amazonasregenwald damals als globaler

Topos ökologischer Probleme herausbilden konnte. Der Autor nimmt sich hierzu eine historische Diskursanalyse anhand von wissenschaftlichen Artikeln, Periodika und Zeitschriften, Dokumentationen und Filmen sowie Archivmaterial vor. Durch die Untersuchung der intertextuellen Bezüge zwischen den Quellen – und damit zwischen Akteuren und Organisationen aus Wissenschaft und sozialen Bewegungen – arbeitet er die transnationale Produktion dieses spezifischen Amazonienbildes heraus; einen Prozess, den er ökologische Globalisierung Amazoniens nennt.

Die zwei zentralen Kapitel des Buches sind dieser ökologischen Globalisierung gewidmet: In den 1970er Jahren intensivierte sich die Ressourcennutzung in Amazonien; gleichzeitig zeigten „The Limits of Growth“ und die erste UN-Umweltkonferenz die Grenzen und Auswirkungen unseres Wirtschaftens auf. Hierdurch verstärkte sich das wissenschaftliche Interesse am bedrohten Regenwald und in transnational geteilter Sorge entstanden spezifische ökologische Narrative um Amazonien. Diese griffen schließlich auch soziale Bewegungen auf, eigneten sie an und prägten sie weiter, wie der Autor am Beispiel der Aktivisten José Lutzenberger und Chico Mendes beschreibt. Seinen vorläufigen Aufmerksamkeitshöhepunkt als Sinnbild ökologischer Krise erfuhr Amazonien während der ersten UN-Klimakonferenz 1992 in Rio de Janeiro. In den Folgejahren verlor es an Sichtbarkeit, bis es in den letzten Jahren – zwar verändert, doch aber mit klaren Kontinuitäten – im Kontext des Klimawandels wieder relevant wurde. Ein weiteres kurzes Kapitel zeigt beispielhaft am Bau der transamazonischen Überlandstraße „Transamazônica“, dass die ökologische Globalisierung immer auch im Spannungsfeld widerstrebender Narrative zwischen Umweltschutz und Nutzung vonstattenging. Ein vorangestelltes Kapitel reißt punktuell Vorläufer von Regenwalddiskursen in Brasilien zwischen 1820 und 1970 an; zwar attestiert der Autor Brasilien in jener Zeit Eigenständigkeit (liegt die Phase doch nach dem Ende der portugiesischen

Kolonialherrschaft und vor dem Beginn ökologischer Globalisierung Amazoniens), dennoch erscheinen die Bilder der Region letztlich ähnlich dichotom wie heute.

Das Buch zeigt, wie in jeder dieser Phasen ein bipolares Bild Amazoniens gezeichnet wird – zwischen Aufwertung und Abwertung, zwischen Schutz und Nutzung – und wie die Region mit den jeweils relevanten gesellschaftlichen Fragen, Interessen und Naturkonzeptionen aufgeladen wird. Der globale Fokus auf Amazonien als Metapher für ökologische Krisen ist demnach Effekt gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse, nicht aber ökologisch zwangsläufig. Dabei unterstützt der Topos zwar Umweltschutzbemühungen in Amazonien selbst, andere Regionen allerdings geraten dadurch aus dem Blick, argumentiert der Autor am Beispiel des brasilianischen Cerrado: Die Feuchtsavanne kämpft seit Jahren mit hohen Entwaldungsgraten und speichert große Mengen an CO_2 . Gerade hier nimmt die Arbeit eine wichtige Perspektive ein.

Sein begriffliches Vokabular der Netzwerke und Arenen bezieht der Autor aus Ansätzen großer europäischer Soziologen, auf systematische theoretische Auseinandersetzung wird jedoch zugunsten der Nacherzählung der ökologischen Globalisierung verzichtet; auch Informationen über sein methodologisches Vorgehen gibt der Autor nur sparsam preis. Die ein oder andere Redundanz und manch unpräzise Formulierung machen die Lektüre stellenweise etwas mühsam. Und dennoch: der Autor stellt Fragen, die aktuell und notwendig sind. Und letztlich stellt das Buch den gelungenen Versuch dar, eine transnationale Umweltgeschichte zu schreiben und damit sowohl das Denken in nationalen oder regionalen Schubladen wie auch die vermeintliche Trennung zwischen gesellschaftlichen und ökologischen Dimensionen zu überwinden – ein Anliegen, das in unserer Zeit der multiplen Krisen wohl wichtiger ist denn je.

Marburg

Michaela Meurer

CONRAD KUNZE, Deutschland als Autobahn. Eine Kulturgeschichte von Männlichkeit, Moderne und Nationalismus. Transcript, Bielefeld 2022, 460 S., EUR 49,–.

Es gibt wohl nur wenige Erfindungen, die so beliebt wie umstritten und zugleich historisch so belastet sind wie die deutschen Autobahnen. Conrad Kunze versucht sich mit seiner umfangreichen Arbeit diesem Phänomen zu nähern. Dabei wurden nicht nur die aktuellen Forschungsergebnisse aus der neueren deutschen (Kultur-)Geschichte, der Soziologie und Politologie zu diesem Themenkomplex herangezogen, sondern auch eine allerdings eher kurz ausfallende psychoanalytische Interpretation des Automobilismus und des damit verbundenen Maskulinismus vorgenommen. In der Vorrede zur Methode weist der Autor darauf hin, dass es ihm vor allem um die Herausarbeitung der gesellschaftlichen Bedeutung der Autobahnen im Laufe der vergangenen hundert Jahre im jeweiligen historischen Kontext geht.

Er sieht die Autobahnen als systemrelevantes Symbol für das Autoverkehrssystem und untersucht dazu die historische Entstehung von den Anfängen in Italien und Deutschland in den 1920er Jahren bis heute unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklungen in den beiden deutschen Staaten vor und nach der Wiedervereinigung. Dabei legt er besonderen Wert auf die Ursachen für die anhaltende Faszination, die Autobahnen auf Mensch und Gesellschaft ausüben.

Bekanntlich ist die erste Autobahn in Deutschland von Hamburg über Frankfurt nach Basel (HaFraBa) bereits vor der NS-Zeit geplant worden, ohne dass es dafür die entsprechende Menge an Fahrzeugen gab. Im heutigen Sinne war es somit eine Angebotsplanung und eine Art Vorwegnahme der Sehnsucht nach dem Auto.

Der Planung und dem Bau der Autobahnen vor dem Krieg widmet der Autor breiten Raum und zeigt anhand zahlreicher Dokumente, wie dies der Kriegsvorbereitung diente und wie viele Menschen beim

Straßenbau insbesondere nach Osten zum Opfer fielen, da die Baufirmen dabei auch Insassen aus KZs beschäftigten. Die unterschiedlichen Aufgaben und Rollen der Reichsautobahngesellschaft (RAB) sowie der einflussreichen Organisation Todt (OT) werden ausführlich dargestellt und es wird gezeigt, dass der Autobahnbau quasi als Übung für den späteren Bau des Westwalls diente, der federführend von der OT geplant und durchgeführt wurde.

Als sich nach dem Krieg die Aufgabe der Entnazifizierung stellte, gab es zwischen Ost- und Westdeutschland deutliche Unterschiede: Während dies in der DDR vergleichsweise konsequent betrieben wurde, übernahm man in Westdeutschland viele Lehrer, Richter, Planer und Verwaltungsexperten mehr oder weniger ungeprüft und viele konnten teilweise wieder in leitende Stellungen in der Industrie und Verwaltung gelangen. Dies hatte beispielsweise zur Folge, dass noch im Jahr 1962 die Arbeiten der OT im Zusammenhang mit dem Autobahnbau vom damaligen Bundesverkehrsminister öffentlich gelobt wurden. Die damit verbundenen Verbrechen wurden so nach dem Krieg „erfolgreich“ verdrängt, die Autobahnen als scheinbar unpolitisch dargestellt bzw. sogar als Erfolg angesehen und von der Bevölkerung bis heute auch häufig so bezeichnet.

Obwohl es in der DDR das dichteste Eisenbahnnetz in Europa gab, setzte man auch dort im Laufe der Zeit auf die verstärkte Förderung des Autos, um mit dem Westen gleichzuziehen und so die Abwanderung der Menschen in den Westen einzudämmen. Dies war umso unverständlicher, als die DDR völlig auf die Ölimporte aus der UdSSR angewiesen war. Die Autoorientierung nach der Wende zeigte sich daran, dass

im Osten die Strafen für zu schnelles Fahren gesenkt und das Tempolimit auf Autobahnen aufgehoben wurde. Entsprechend stieg die Anzahl der Verkehrstoten nach der Wende im Osten sprunghaft an.

Zusammenfassend kommt der Autor zu dem Schluss, dass sich durch die Kontinuität der Autoförderung und dem damit verbundenen Autobahn- und Straßenbau keine wirkliche Wende der Verkehrs- und Rechtspolitik bzw. der Gesellschaft in Deutschland eingestellt hat. Allerdings sieht er Lichtblicke in den zunehmenden Protesten gegen zahlreiche Autobahnprojekte und die IAA sowie in der Klimaschutzbewegung allgemein. Auch die Diskussionen zu Tempolimits auf Autobahnen sowie auf Straßen außer- und innerorts geben nach seiner Einschätzung Anlass zur Hoffnung.

Gleichwohl ist ihm klar, dass die Befreiung vom Auto und seiner Dominanz deshalb so schwierig ist, weil gerade im Autoland Deutschland so vieles damit verbunden ist und wird. So lange dies so bleibt, können aber nach seiner Auffassung die bereits vor über 30 Jahren in Rio verabschiedeten Umweltziele nicht erreicht werden. Den Schlussfolgerungen des Autors zu weiteren Protesten gegen den Automobilismus und Maskulinismus muss man nicht unbedingt folgen. Die Veröffentlichung stellt aber durch die umfassenden Analysen und den breiten methodischen Ansatz einen wertvollen Beitrag zur weiteren Diskussion zum Thema Autobahnbau und Verkehrspolitik dar, nicht nur im Hinblick auf den Klima-, Umwelt- und Gesundheitsschutz, sondern schlicht zu der Frage, wie wir in Zukunft leben wollen und können.

Oberhaching Georg-Friedrich Koppen